

Z

**Philosophicum Lech**

Band 27

# Sand im Getriebe

## Eine Philosophie der Störung

---

Herausgegeben von Barbara Bleisch und  
Konrad Paul Liessmann

Paul Zsolnay Verlag

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-552-07546-7

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2025

Typographie und Umschlaggestaltung:

Atelier Reinhard Gassner, Bernd Altenried

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Copyright Trinité © 1991 by The Enchedé Foundry.

Trinité® is a Registered Trademark of The Enchedé Font Foundry.

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



**MIX**  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
**FSC® C014889**

# Vorwort

Der Austausch von Ideen und das Miteinander von unterschiedlichen Sichtweisen sind das Herzstück des Philosophicum Lech. In jedem Jahr stellen wir uns Herausforderungen, die nicht nur intellektuell anregend sind, sondern auch unser Verständnis von Menschsein, Ethik und Gesellschaft neu formen. Die vorliegenden Texte sind die wertvolle Dokumentation der inspirierenden Vorträge zum Jahresthema »Sand im Getriebe. Eine Philosophie der Störung«.

Als Obmann des Vereins Philosophicum Lech ist es mir eine große Freude, Ihnen den vorliegenden Sammelband zu präsentieren. Diese Sammlung von Beiträgen spiegelt die Vielfalt und Tiefe unserer jährlichen Diskussionen wider, die im malerischen Ambiente von Lech stattfinden. Hier kommen Denker:innen, Forscher:innen und kreative Köpfe zusammen, um sich mit den drängenden Fragen unserer Zeit auseinanderzusetzen und neue Perspektiven zu entwickeln.

Ich lade Sie ein, sich von den Gedanken der Referentinnen und Referenten anregen zu lassen und Ihre eigene Perspektive auf die behandelten Themen zu erweitern. Mögen die Ideen in diesem Band dazu beitragen, einen Dialog zu fördern, der über die Seiten hinausgeht und in unserem täglichen Leben weiterlebt.

Ein herzlicher Dank gilt allen Beteiligten, die zu diesem Projekt beigetragen haben – den Referentinnen und Referenten, die ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben, den Unterstützern des Philosophicum Lech – angefangen bei Baumschlager Eberle Architekten, bei Familie Metzler von ZM3, bei Familie Rhomberg, bei den fördernden Stellen von Bund und Land sowie bei allen privaten Sponsoren –, der Gemeinde Lech mit Bürgermeister Gerhard Lucian, der Lech Zürs Tou-

rismus GmbH um Geschäftsführer Hermann Fercher sowie dem Team des Philosophicum Lech unter Leitung von Mirjam Fritz. Ein großer Dank gilt unserer brillanten Intendantz mit Barbara Bleisch und Konrad Paul Liessmann, die mit diesem wunderbaren Programm ihre außerordentliche Kompetenz und ihren Feinsinn unter Beweis gestellt hat.

Und nicht zuletzt gilt unser Dank vor allem Ihnen, den Besuchern und Lesern, die das Philosophicum Lech zu einem lebendigen Ort des Denkens machen. Es würde mich freuen, wenn Sie beim 28. Philosophicum Lech zum Thema »Abenteuer. Lob der Unverfügbarkeit« vom 23. bis zum 28. September 2025 in Lech am Arlberg mit dabei sind!

Viel Freude beim Lesen!

**LUDWIG MUXEL**

Obmann des Vereins Philosophicum Lech

[www.philosophicum.com](http://www.philosophicum.com)

## Sand im Getriebe. Eine Philosophie der Störung

Manchen gilt Philosophie als weltfremd, als verkopft, als Angelegenheit für Schöngestigte, die fernab von der Realität ihr Ideensüppchen kochen. Dabei hat sich die Philosophie nicht selten als feinfühlige Seismographin erwiesen für gesellschaftliche Beben, die sie hellsichtig vorwegzunehmen und zu deuten wusste. Tatsächlich wurde auch unser Philosophicum schon mehr als einmal von der Realität eingeholt, weil sein Thema offenbar weitsichtig genug gewählt war. So eröffnete Konrad Paul Liessmann just an jenem Tag das Philosophicum zum Thema »Geld«, als Lehman Brothers pleiteging. Und die Tagung zum Thema »Krieg« begann, äußerst aktuell, zwei Wochen nach dem Beginn des Kosovo-kriges.

Auch heute holt uns ein Stück weit die Realität ein mit der Hochwasserkatastrophe im Osten Österreichs und in den Nachbarländern, die so viele Menschen aufs Radikalste und Schmerzlichste in ihrem Dasein und ihren Existenzgrundlagen stört. Als ich diesen Vortrag schrieb, war diese Katastrophe nicht absehbar, aber sie wird, da bin ich mir sicher, nun viele Vorträge und Diskussionen grundieren.

Erlauben Sie mir dennoch, im nun Folgenden das Phänomen der Störung umfassender und allgemeiner anzugehen und bei subtilen Formen der Störung anzusetzen. Denn meist beginnt es ja ganz und gar harmlos – etwa im Kino. Die ersten paar Chips liegen beispielsweise noch weit oben und können relativ geräuschlos aus der Packung gehoben werden. Doch je tiefer der Sitznachbar in die Tüte greifen muss, um an seine Knusperscheibchen zu gelangen, umso lauter

das Rascheln aus dem Sessel nebenan. Den Blick zur Seite mit hochgehobener Braue scheint den Kinobanausen nicht aus der Ruhe zu bringen. Nein, noch gieriger wühlt er jetzt mit seinen fettigen Fingern in der Verpackung herum, um die Finger danach genüsslich schmatzend abzulecken und am Kinofauteuil abzustreifen. Wer um Himmels willen kam eigentlich auf die Schnapsidee, in einem Kino Chips zu verkaufen?

Überhaupt das Essen in der Öffentlichkeit. Müssen Menschen im vollbesetzten Zugabteil wirklich in einen Apfel beißen und ihn einem Paarhufer gleich geräuschvoll zermalmen – täte es nicht auch die akustisch emissionsarme Banane? Ließe sich statt eines zwiebelbelegten Thunfischbrötchens aus Rücksichtnahme auf empfindliche Nasen nicht auch mit der olfaktorisch bescheideneren Butterbrezel vorliebnehmen?

Zugegeben: Nicht alle stören sich am selben. Denken wir nur an den Streit um die lautstarken Vuvuzelas anlässlich der Fußballweltmeisterschaft von 2010 in Südafrika, an die erbitterten Debatten um entblößte Brüste in öffentlichen Bädern oder an Nachbarschaftsquerelen, deren Anlass von außen besehen zuweilen so grotesk scheint, dass man eher belustigt denn empört auf entsprechende Schilderungen reagiert. Wenn es heißt, über Geschmack lasse sich nicht streiten, dann offenbar manchmal auch nicht über Plagegeister. Kein Wunder, sorgte die Stadtszürcher Kampagne »Erlaubt ist, was nicht stört« von 2000 und 2001 nicht nur für Kopfschütteln bei liberal gesinnten Geistern, die ein Wiederaufleben der Sittenpolizei fürchteten, sondern auch für humoristische Gegenkampagnen mit Slogans wie »Erlaubt ist, was die Polizei nicht sieht« oder als maximales Einknicken formuliert: »Erlauben wir uns nichts, es stört.«<sup>1</sup>

Wobei gewisse Störelemente wohl ungeteilt alle zur Weißglut bringen. Die Fahrleitungsstörung zum Beispiel, die uns zum Ausharren im stillstehenden Zug verdammt; die Warte-

schlange, die stagniert; viel zu langsames W-Lan oder – besonders unbeliebt – die surrende Stechmücke bei Nacht. Wer hat sich nicht schon über ein lästiges Insekt im Schlafzimmer geärgert und mit einer eingerollten Zeitung bewaffnet nach dessen Leben getrachtet? Sind wir einmal wirklich gestört, werden wir offenbar maßlos brachial. Bleibt also zu fragen, was ein winziges Tier wie eine Stechmücke zu solch einem großen Störenfried macht, dass uns wortwörtlich eine Mordslust überkommt?

Nun, erstens stört die Mücke, weil sie die Ruhe schlechthin vereitelt. Wer sich zu Bette legt, will schlafen, und das Insekt durchkreuzt dieses Vorhaben. Zwar mögen sich auch Badegäste im Schwimmbad ärgern, wenn Kinder kreischen, derweil sie sich zum Nickerchen in der Sonne niederlegen. Dennoch wäre falsch zu sagen, Kinder in einem Schwimmbad seien Störenfriede. Vielmehr sucht die Person, die sich ihrem Schlaf hingeben will, ihre Ruhe in einem öffentlichen Bad offenbar am falschen Ort. Über das Reich des eigenen Bettess darf man jedoch mit Fug und Recht allein befehligen, und die Mücke war definitiv nicht zum gemeinsamen Nächtigen geladen. Zweitens ist die Mücke umso lästiger, als sie so schwer zu fassen ist. Anders als der Kiesel im Schuh, der sich einfach ausklopfen lässt, oder der wie ein Irrer tippende Nachbar in der Bibliothek, dem mit einem Platzwechsel auszuweichen ist, muss das flinke Tier manchmal stundenlang gejagt werden, bevor es beseitigt ist. Denn die Störung wird ja in ihrer Repetition erst recht quälend. Die einmalige Verspätung eines Zuges: Wer wird sie der Bahn verargen? Die notorische Verspätung hingegen – sie zehrt an den Nerven. Drittens richtet die Mücke, wenn auch nicht beträchtlichen, so doch spürbaren Schaden an. Nicht nur, dass man nach einer gemeinsamen Nacht kaum erholt aus den Federn steigen dürfte. Der kleine Blutsauger hinterlässt auch noch juckende Stiche, die ihrerseits gehörig stören. Wie um Himmels willen konnte es also geschehen, dass Sokrates ausgerechnet die ge-

meine Stechmücke adelt, indem er sich selbst und die Tätigkeit des Philosophierens mit ihr vergleicht? Die edle Denkkunst – ähnlich dem Gebaren eines nervtötenden Insekts? Gehen wir als Erstes dieser Analogie etwas auf den Grund.

In seiner »Apologie« beschreibt sich Sokrates als lästige Stechfliege, die das träge Pferd Athen, seine Heimatstadt, stetig sticht und damit reizt, damit es in Bewegung komme.<sup>2</sup> Offenkundig will der Philosoph nichts lieber, als Athen und seine Bürger aufzustören und zu zwingen, über vermeintliche Gewissheiten kritisch nachzudenken. Als Mittel der Störung setzt Sokrates seine Fragekunst ein, mithilfe derer er seine Gesprächspartner in immer neuen Schlaufen stolpern lässt und schließlich in ihren festen Meinungen zu Fall bringt. Die sokratische Philosophie wird, so könnte man sagen, also aus dem Willen zur gezielten Störung geboren, mit dem Zweck, mittels Infragestellung gesellschaftlicher Normen und Werte Erkenntnisgewinn und sozialen Fortschritt zu erzielen.

Der antike Philosoph ist dabei nicht der Erste und Letzte, der die Philosophie als Störaktion praktiziert – denken wir etwa an Diogenes von Sinope, der im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte und bekannt ist für seine radikale Ablehnung sozialer Konventionen. Mit seiner Behausung im Fass und seiner Bitte an Alexander den Großen, er möge ihm »aus der Sonne gehen«, prangerte er nicht nur den Materialismus seiner Zeitgenossen an, sondern auch ihre devote Unterwürfigkeit gegenüber Autoritäten aller Art. Über den lasterhaften Charakter seiner Mitbürger machte er sich lustig, indem er bei helllichem Tag mit einer Laterne durch die Straßen ging auf der Suche nach einem ehrlichen Menschen – heute würde man das vermutlich als Kunstaktion, als Performance, verkaufen. Zu denken ist beim Stichwort »Sand im Getriebe« aber sicher auch an Friedrich Nietzsches wortwörtlich explosives Bekenntnis: »Ich bin Dynamit!« Die Umwertung der Werte, der sich der Denker verschrieben hat, wird nicht mit freund-

lich vorgetragenen Argumenten zu erzielen sein, mit dem geruhsamen Abwägen dafür und dawider, sondern gefragt ist da offenbar weit härteres Geschütz.

Denn, wir erinnern uns: Das zweite Kriterium, das das Bild der Stechmücke auszeichnete, lautete: Das, was wirklich stört, stört penetrant und unablässig, und deshalb bedarf es des ausdauernden und im Fall der Mücke sogar brachialen Widerstands. Denn die Störung wird umso ätzender, als sie nicht nachlässt, sondern immer wieder belästigt, plagt und triezt, bis der Geduldsfaden reißt und man dem Quälgeist mit Maximaleinsatz beizukommen versucht. Man kann es sich leibhaftig vorstellen, die Szenerie auf Athens Marktplatz, wie die Bürger teils belustigt, teils genervt an dem aufsässigen Schwätzer vorbeigingen, ihn eine Weile duldeten, sich aber von Sokrates' Widerrede mehr und mehr belästigt fühlten, insbesondere die politische Elite, die schlecht wegkam, weil sie seine messerscharfen Fragen nicht zu parieren wusste, der sich aber durch keine Verwarnung einschüchtern ließ – genauso übrigens wie Galileo Galilei an seinem trotzigen »eppur si muove«, »und sie bewegt sich doch«, gegen alle Widerstände festhielt.

Dabei sind es, was die Philosophie anbelangt, nicht allein die Fragestellenden, die ihrem Gegenüber wortwörtlich auf den Geist gehen, nein, es sind auch unsere eigenen inneren Fragen, die Insektenschwärmchen gleich in unserem Kopf herumschwirren und uns von innen her zusetzen. Wache Geister brauchen keinen Sokrates, um sich von philosophischen Fragen irritieren zu lassen. Vielmehr werden sie permanent von Fragen belästigt, die ihnen die Vernunft aufgibt, die diese aus eigenem Vermögen nicht zu lösen im Stande ist, wie Immanuel Kant in seiner Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft schreibt.<sup>3</sup> Freilich kann man sich den philosophischen Fragen auch verweigern und sich ein Leben lang dem dogmatischen Schlummer hingeben, von dem Kant auch spricht. Wer aber an der Wahrheit interessiert ist, wird sich stets von

Neuem aufstören lassen, ja aufstören lassen müssen, weil die inneren Fragen nicht zur Ruhe kommen. Wenn Sie sich das gemütlicher vorgestellt hatten mit der Philosophie, muss ich Sie also leider enttäuschen – es gäbe sonst für jene, die den Schlummer vorziehen, links und rechts noch Notausgänge.

Doch richten Fragen und Gedanken auch wirklich Schaden an? Das war ja unser drittes Kriterium für eine Störaktion. Zwar haben weder Sokrates noch Galileo Galilei nach heutigem Verständnis nachhaltigen Schaden angerichtet. Jene, die sich damals an ihrem Gebaren störten, sahen dies allerdings deutlich anders. Sokrates musste schließlich sogar den Schierlingsbecher trinken, so gefahrenreich schienen seine Ideen. Galileo Galilei landete zwar nicht auf dem Scheiterhaufen wie sein Landsmann Giordano Bruno einige Jahrzehnte zuvor, aber die Inquisition versuchte den Universalgelehrten mit allen Mitteln mundtot zu machen. Da erging es dem kritischen Geist Immanuel Kant schon besser, der weit über das damalige Preußen hinaus als kluger Kopf und aufregender Denker gefeiert wurde, wenn er auch, weil er vor der letzten Konsequenz des Selberdenkens nicht einknickte, von seinem Zeitgenossen Moses Mendelssohn nicht eben freundlich als »Alleszermalmer« betitelt wurde.

Ziehen wir also ein erstes Zwischenfazit: Die Philosophie ist, so könnte man sagen, erstens aus dem Willen zur Störung geboren – einer Störung freilich, die nicht bei der Destruktion stehen bleibt, sondern stets die Konstruktion im Blick hat: den Aufbau einer gerechteren Gesellschaft und die Erkenntnis von Wahrheit. Zweitens werden wir den Sand, den die Philosophie ins Getriebe streut, so leicht nicht los, denn einmal bedacht, dass vieles oder sogar alles ganz anders sein könnte, vermögen wir den Zweifel so schnell nicht abzustreifen. Manche Ideen verfügen drittens über so viel Sprengkraft, dass sich die Mächtigen gegen unliebsame Zweifler mit aller Kraft zur Wehr setzen.

Aber stören Gedanken und Ideen auch heute noch? Nun ja, ich nehme nicht an, dass uns hier im Raum der Geheimdienst bespitzelt. Auch haben wir heute keine Inquisition mehr, und die Meinungsäußerungsfreiheit ist als Menschenrecht anerkannt und in den meisten Rechtsordnungen verbrieft. Dennoch werden gegenwärtig zum Beispiel wieder zunehmend Bücher aus öffentlichen Schulen und Bibliotheken verbannt – etwa in den USA, wo gemäß PEN America in den letzten drei Jahren allein in Florida mithilfe eines neuen Gesetzes über 3000 Titel aus Schulbibliotheken entfernt wurden, weil sie von LGBTQ+-Identitäten und Rassismus handeln oder explizite Liebesszenen beinhalten, darunter Bücher von Weltrang, etwa von Leo Tolstoi, Ernest Hemingway oder Toni Morrison.<sup>4</sup> Oder denken wir an Journalisten, Aktivistinnen und oppositionelle Politiker etwa in Russland, China oder Afghanistan, die bedroht, gefangen genommen, gefoltert oder gar ermordet werden. Weragt, frei zu sprechen, muss also auch heute noch vielerorts mit Sanktionen rechnen.

Doch in unseren Ländern, in unseren freien Demokratien? Lassen wir uns wirklich noch von Gedanken aus der Ruhe bringen? Liest man Berichte darüber, wie stoßende Positionen gecancelt und missliebige Personen ausgeladen werden, scheinen wir heute noch genauso wie damals versessen darauf, an unserem Tunnelblick festhalten zu wollen. Was abweicht, irritiert und stört, wird nicht nur mutwillig ignoriert, sondern auch angeprangert und verboten. Manchmal entpuppt sich ein entsprechender Shitstorm zwar als Marketingkampagne schlechthin, denn die Missgunst der einen ist für die anderen erst recht willkommener Anlass, sich der Person zuzuneigen. Dennoch können ein Fehltritt, ein falsches Wort genügen, um zur *persona non grata* zu werden. Das ist zwar nicht dasselbe, wie zu Tode geschleift zu werden, ein brutales Schicksal, das etwa die Philosophin und Mathematikerin Hypatia im Jahr 415 ereilte. Oder wie Thomas Morus

enthauptet zu werden aufgrund utopischer Ideen, die der Obrigkeit allzu brisant erschienen. Doch ein Unrecht wird um keinen Deut besser oder gerechter, indem wir darauf hinweisen, dass anderen noch größeres Unrecht widerfahren ist. Und auch der mediale Pranger und die digitale Hetzjagd können in die schiere Verzweiflung treiben.

Einen wichtigen Unterschied zu früher gibt es allerdings: Es ist in unseren westlichen Demokratien nur noch in seltenen Fällen der Staat, der missliebige Störenfriede zum Schweigen bringt, sondern sehr viel öfter ist es die Gesellschaft und sind es letztlich also wir selbst, die nicht bereit sind, Meinungen, Haltungen und Lebensweisen zuzulassen, die uns in unserem Weltbild und unserem ungestörten Alltagsvollzug erschüttern. In diesem Sinne liest sich die Schrift *Über die Freiheit* des britischen Ökonomen und Philosophen John Stuart Mill geradezu visionär. Er schrieb schon Mitte des 19. Jahrhunderts, die zentrale Gefahr für die Meinungsausußerungsfreiheit rühe nicht etwa von der staatlichen Obrigkeit, die uns sage, wo es langgeht, und uns unters Joch zwinge, sondern wir selbst seien es, die dermaßen ungern in ihren Meinungen gestört werden, dass wir alles, was uns in unseren Ansichten irritiert, ausgrenzen und wegdrücken. Viel lieber trotten wir, schreibt John Stuart Mill, wie Schafe in einer Herde gedankenlos mit und unterjochen uns selbst der »Tyrannie des vorherrschenden Meinens und Empfindens«. Wer ausschert aus der Herde, hat deshalb einen schweren Stand. Und Mill resümiert: »Dass so wenige wagen exzentrisch zu sein, enthüllt die hauptsächliche Gefahr unserer Zeit«.<sup>5</sup> Denn damit werde der Geist nicht weniger als »selbst ins Joch gebeugt«.<sup>6</sup>

Und dies zum gravierenden Nachteil von uns allen, denn als Gesellschaft sind wir auf Plagegeister, Störenfriede und Exzentrikerinnen angewiesen, schreibt Mill, und dies vornehmlich aus zwei Gründen. Der erste Grund liegt darin, dass wir Menschen in unserem Urteilen immer fehlbar bleiben.<sup>7</sup>

Deshalb können wir auch nie abschließend sicher sein, dass jene, die wir im Unrecht wähnen und lieber zum Schweigen brächten, auch tatsächlich irren. Durch epistemische Tugenden wie Scharfsinn, Vorurteilsfreiheit und Sorgfalt verringern wir zwar unser Risiko, falsch zu liegen. Eine endgültige Wahrheitsgarantie kann jedoch niemand vorlegen. Das heißt nun wiederum nicht, dass jede Meinung gleichermaßen zählte. Es heißt lediglich, dass wir für unsere Ansichten überzeugende Gründe angeben müssen. Erst einmal gilt es also, jede Meinung anzuhören. Zumal uns der diskursive Streit auch dann weiterbringt, wenn wir im Recht sind. Denn dies ist Mills zweiter Beweggrund, ein Loblied auf die Exzentriker anzustimmen: Nur wer beständig die eigenen argumentativen Waffen wetzt, vermag im Denken geschmeidig zu bleiben. Jeder Streit wird damit zur Chance, das eigene Denken scharf und präzise zu halten.

Dabei gilt das nicht nur für uns als Einzelne, sondern auch für die Gesellschaft als Ganze. Informationen und Meinungen konkurrieren in Mills Ideal auf einem freien Markt der Ideen, auf dem sich die Wahrheit immer wieder neu bewähren und behaupten muss. Zugegeben: Ganz so einfach war es wohl nie und ist es insbesondere heute nicht mehr. Angesichts von blanken Lügen und Deepfakes, die sich rasend schnell im Netz verbreiten, ist mehr als fraglich, ob der gegenwärtige Markt der Ideen tatsächlich noch der Wahrheitsfindung dienen kann. Personalisierte Algorithmen und gezielte Fehlinformation verzerren diesen Markt bis zur Unkenntlichkeit. Mills Postulat der Meinungsäußerungsfreiheit wird damit allerdings nicht obsolet. Aber seine Tyrannie der Mehrheit ist in der heutigen Medienlandschaft mehr und mehr zu einer Tyrannie einer finanzstarken Minderheit mutiert, die nicht nur unsere Daten abschöpft, sondern den wirklich freien Austausch von Ideen sabotiert. Das muss uns im Übrigen gerade vor dem Hintergrund von Mills Plädoyer für den Schutz der freien Rede mehr als beunruhigen.

Halten wir also fest: Eine Gesellschaft, die sich nicht in einem behaglichen Quietismus einrichten, sondern sich zum Besseren entwickeln will, braucht offenbar eine gewisse Portion an Sand im Getriebe, der das allzu flotte Niederbieten des Ewiggleichen hie und da ins Stottern bringt und die ketzerische Frage aufwirft, ob es nicht ganz anders und vielleicht auch sehr viel besser, gerechter, kreativer, klüger ginge.

An dieser Stelle mögen die eine oder der andere stutzig werden. Ist das wirklich die Analyse, die sich mit Blick auf die gegenwärtige Weltlage aufdrängt: dass wir uns den Sand im Getriebe loben sollten? Ist es nicht befreidlich, ja, geradezu obszön, ein Loblied auf die Störung anzustimmen angesichts der Tatsache, dass viele unserer heutigen Gesellschaften gerade an zu viel Turbulenz und Querulanz leiden und an den so entstehenden Grabenkämpfen zu zerbersten drohen? Sieht sich unsere Welt nicht gerade aufs Schwerste herausgefordert von verblendeten Fundamentalisten und egozentrischen Populisten, die nichts lieber wollen, als radikal zu stören und zentrale Errungenschaften wie Rechtsstaatlichkeit, Demokratie oder Menschenrechte in den Abgrund zu stürzen? Denn wer von Störmomenten spricht, darf freilich nicht stehen bleiben bei der an sich doch harmlosen Stechmücke, bei der Fahrleitungsstörung und dem Nachbarschaftsstreit und auch nicht bei wissenschaftlichen Erkenntnissen, die im Lauf der Geschichte ja allzu oft bei ihrer ersten Äußerung als verrückt oder gar verwerflich zurückgewiesen wurden. Nein, zu denken ist freilich ebenso an die politische Störung, den handfesten Aufstand, den gewalt samen Sturz der Regierung, ja, letztlich an den Krieg – alles Mittel, die Ruhe zu stören und ein womöglich friedvolles System ins Wanken oder ganz zu Fall zu bringen. Ist es angesichts solcher Störungspotentiale nicht eher vonnöten, in aller Deutlichkeit vor der destruktiven Kraft der Widerrede zu warnen, statt den Störmoment als Chance anzupreisen?

Der Einwand ist berechtigt. Tatsächlich schmiegelt nicht jeder Sand die Unwahrheit zum Diamanten der Wahrheit. Es gibt genauso den Sand, der bestens laufende Motoren ruiniert, und zwar für immer. Und deshalb lautet die Frage: Wie lässt sich differenzieren zwischen produktivem und destruktivem Stören, zwischen Manövern, die es zu tolerieren gilt, und solchen, gegen die wir Bollwerke der Standhaftigkeit hochzuziehen haben? Einfach wird eine solche Differenzierung nicht sein – und wir haben zum Glück ein ganzes Philosophicum lang Zeit, um an einer solchen zu laborieren.

Eines ist klar: Auch wenn defekte Weichen, ein Stromausfall oder eben: die meteorologische Störung gewaltigen Schaden anrichten können, weitaus mehr setzt uns meist die Störung zu, die von Menschen ausgeht: Im harmloseren Fall von ihren Ausdünstungen und Geräuschen, ihren Einwänden und ihrem Sauglattismus, im schlimmeren Fall von ihrer Respektlosigkeit oder ihrer Gewalt. Denn anders als die Stechmücke, das Stromnetz oder das Tiefdruckgebiet sind wir Menschen frei in unserem Tun und können entweder rücksichtsvoll handeln oder das Wohlbefinden des Gegenübers nonchalant ausblenden oder sogar absichtlich stören. Wir müssen also die menschliche Störaktion nicht nur aushalten und bewältigen, sondern allzu oft auch noch persönlich nehmen, was die Sache nur noch schlimmer macht.

Es ist deshalb im Übrigen abzusehen, dass die Frage immer zentraler wird, wie wir Naturkatastrophen überhaupt beschreiben oder neudeutsch »framen«: als Ausdruck schierer höherer Gewalt, die letztlich unverfügbar bleibt; oder als Folge nonchalanter Ignoranz, denn hat man es oder haben es zumindest einige nicht lange schon kommen sehen? Dank Frühwarnsystemen können Naturkatastrophen immer exakter vorausgesagt werden, womit auch ihre Folgen für den Menschen bis zu einem bestimmten Grad beeinflusst werden können. In den kommenden Jahren wird die Frage, wie wir Naturkatastrophen normativ fassen, deshalb von immer

wichtigerer Bedeutung werden – für Versicherer genauso wie für uns als ganze Gesellschaft. Denn tatsächlich sind wir einander in unserem Tun genauso wie in unserem Unterlassen hoffentlich nicht immer die Hölle, wie Jean-Paul Sartre meinte, aber doch oftmals eine Zumutung. Zusammenzuleben heißt deshalb womöglich nicht mehr und nicht weniger, als Störungsmanagement zu betreiben, trouble-shooting, wie das Neudeutsch heißt, und dafür zu sorgen, dass alle möglichst unbehelligt ihr Dasein fristen können.

Zum respektvollen Störungsmanagement gehört deshalb auch, dass, wer stören muss, für gewöhnlich um Erlaubnis bittet: »Verzeihen Sie, dass ich störe, aber darf ich Sie etwas fragen?«, leiten wir einen Gesprächsunterbruch ein. Oder wir fragen unsere Begleitung, wenn wir unsere Reisetasche im Gasthaus unter dem Tisch verstauen: »Stört dich die Tasche?« Oder aber wir setzen uns zur Wehr und bitten den Fahrgast, der lautstark im Zugabteil telefoniert oder noch lieber »facetimt«, sein Gespräch auf dem Flur zu führen, weil es nämlich stört. Öffentliche Telefonierer sind allerdings meist von der renitenten Sorte. Da hilft dann vielleicht nur noch die humoristische Intervention, die mir kürzlich via Postkarte zugespielt wurde, und auf der die Frage aufgedruckt war: »Darf man fremden Leuten eigentlich Fragen stellen, nachdem sie im Bus telefoniert haben und einem noch etwas unklar ist?«

Nicht immer gelingt es jedoch, rüpelhaftes Verhalten mit Humor zu kontern. Wie aber können wir dennoch in Frieden zusammenleben angesichts der naturgegebenen Tatsache, dass wir einander immer wieder in die Quere kommen? Das war eine der zentralen Grundfragen von Thomas Hobbes. Wie vermeiden wir, dass wir im Krieg aller gegen alle enden, weil wir uns dermaßen auf den Geist gehen und von Neid, Missgunst und Argwohn angetrieben sind, dass wir uns permanent piesacken und sogar die Köpfe einschlagen? Hobbes' politische Theorie, die er in seinem *Leviathan*

Mitte des 17. Jahrhunderts entwickelte, beruht darauf, eine Ordnung zu errichten, die aus einer freien und vernünftigen Entscheidung der betroffenen Personen hervorgeht. Die einzelnen Subjekte treten gewisse Rechte an den Staat ab und unterwerfen sich freiwillig seinen Regeln, weil sie eingesehen haben, dass das zu aller Gunsten ist, gerade weil ihre Natur es ist, gerne mal zu stören. Das heißt freilich nicht, dass es mit der Störung dieser so befriedeten Gesellschaft fortan zu Ende wäre, denn nicht alle machen mit bei diesem Pakt. Ganz im Gegenteil: Hobbes' »Puer Robustus«, wie er den Störenfried in seiner Schrift *Vom Bürger* nennt, torpediert die etablierte Ordnung, wo er nur kann.

Für Hobbes ist dieser Querulant zwar kindisch, ein »puer« eben, ein Knabe noch, aber brandgefährlich, weil er sich weigert einzusehen, was wir als Erwachsene eigentlich verstehen müssten: dass ein Gemeinwesen nur funktionieren kann, wenn man sich als Teil des Staates begreift. Und der Staat, den Hobbes errichtet, hält doch allen Regeln der Vernunft stand und gehört infolgedessen akzeptiert, respektiert und geschützt?

Im Grundsatz ja. Doch denken wir zurück an Sokrates. Auch die Athener Obrigkeit war wohl der Ansicht, die etablierte Ordnung sei die bestmögliche. Sokrates war ihr doch gerade deshalb ein Dorn im Auge, weil sie das errichtete System um jeden Preis schützen wollte. Doch niemand konnte garantieren, dass sie auch tatsächlich das bestmögliche Staatswesen etabliert hatte. Eine jede Ordnung muss deshalb die Störung ertragen, weil sie es sonst verpasst, sich beständig zu erneuern und zu verbessern. Das gilt erst recht, wenn sie als demokratisch bezeichnet wird. Denn eine Ordnung, die sich unter keinen Umständen stören lassen will, ist keine demokratische. Das ist auch einer der vielen Gründe, weshalb Jürgen Habermas den zivilen Ungehorsam, der vielleicht als Störmoment par excellence verstanden werden kann, als »Element einer reifen politischen Kultur«<sup>8</sup> bezeichnet hat. Der

Rechtsbruch wird hier ganz bewusst in Kauf genommen, um Sand ins Getriebe zu streuen und so auf einen Missstand im Maschinenraum der Gesellschaft aufmerksam zu machen. Große gesellschaftliche Veränderungen sind ja nicht selten über Formen des massiven Bürgerprotests erkämpft worden – denken wir etwa an die Bürgerrechtsbewegung in den USA, die Frauendemonstrationen in der Schweiz und die Friedensmärsche in der DDR. In der Gestalt der Störenfriede stellt sich womöglich gar die Grundfrage jeder politischen Ordnung: Wie legitimiert sich eigentlich der Status quo? Denn keine Ordnung ist je alternativlos.

Freilich scheint es einen Unterschied zu geben zwischen der Bürgerrechtsbewegung in den USA und dem Sturm aufs Kapitol, zwischen den Friedensmärschen der DDR-Bürger und den Demonstrationen der Reichsbürger. Was also sind legitime Gründe für eine Störung, und was gerechtfertigte Formen der Umsetzung?<sup>9</sup> Wie scheiden wir die produktive, legitime Störaktion von der destruktiven Querulanz, die wir nicht als Chance schönreden sollten sondern als Gefahr erkennen und bekämpfen? Für die Frage, ob der Störenfried ein destruktiver Querulant oder ein produktiver Exzentriker ist, scheinen drei Kriterien bedenkenswert, die 1. das Objekt der Störung (was wird gestört), 2. die Mittel zur Störung (wie wird gestört) und 3. das Motiv zur Störung (aus welchem Grund wird gestört) betreffen.

Lassen Sie mich als Erstes das Objekt der Störung in den Blick nehmen. Was ist das für eine Ordnung oder Ruhe, die da gestört wird: eine faule oder eine heile? Eine, die ihrerseits destruktiv, diskriminierend oder spaltend wirkt, oder eine, die vornehmlich schützt, verbindet und dem Wohle aller dient? Denken wir an die missliebige Figur des Spielverderbers, der während einer friedlichen Partie zu schummeln beginnt. Er wird dann zu Recht gemäßregelt, wenn das Spiel, das er stört, ein an sich faires ist, an dessen Regeln sich alle anderen Beteiligten halten. Ist das Spiel jedoch ein falsches, in dem der

Störenfried herabgesetzt oder betrogen wird, mag er zwar in seiner Impertinenz den Spielenden weiterhin als Verderber erscheinen, doch er stört zu Recht und wird womöglich sogar zum moralischen Helden: zu einem, der eintritt für jene, die unter den unfairen Regeln leiden, und das Spiel zu einem besseren wenden will. Ob der Störenfried produktiv ist, hängt also anders gesagt auch davon ab, ob der Frieden, den er stört, ein fauler ist. Nur wer einen wohlwollenden, guten Frieden stört, ist ein Querulant. Freilich könnte jeder Frieden womöglich verbessert werden. Kritische Rückfragen sind deshalb immer erlaubt. Doch erst einmal sind Institutionen dann schützenswert und gegen Störung abzusichern, wenn sie jenen, die ihnen unterworfen sind, ein Leben in Frieden, Sicherheit und Gerechtigkeit ermöglichen und just deshalb dafür sorgen, dass wir eben in einer mehr oder minder prosperierenden Ordnung leben und nicht im Strudel permanenter Störung. Ja, man kann sogar sagen, von einer Störung kann überhaupt erst die Rede sein, wenn der Antipode dazu, nämlich die gegenseitige Rücksichtnahme, die Norm abgibt. Wo alle stören und alles gestört ist, verschwindet die Störung selbst, weil die Ruhe oder der Frieden fehlen, die überhaupt erst attackiert werden könnten.

Zweitens lässt sich fragen, welche Mittel zur Störung legitim sind. Bevor blindwütige Gewalt zum Einsatz kommt, sind sicher andere Formen des Widerstands im Sinne der Schadensbegrenzung als Rezepte anzuwenden. Der zivile Ungehorsam verlangt sogar – je nach Definition – Gewaltfreiheit. Dabei ist die Definition von Gewalt freilich eine schillernde. Wenn in einer Gesellschaft bereits die Versammlung auf öffentlichem Grund oder eine Karikatur einer Behörde als Akt der Gewalt verstanden wird, wird der Raum für gewaltfreien Widerstand möglicherweise so eng, dass der zivile Ungehorsam nicht länger gewaltfrei bleiben kann. Drittens, was ist sein Motiv? Der Störenfried, der ein übergeordnetes Ziel im Blick hat, die bessere Gesellschaft oder die intakte Umwelt,

kämpft sicher nicht allein für seine eigene Sache, sondern für etwas, das seine Interessen übersteigt.

Denken wir zurück an John Stuart Mill: Der Exzentriker ist seiner Ansicht nach zuzulassen um der Liebe zur Wahrheit willen: weil wir uns schlichtweg nie sicher sein können, dass wir nicht allenfalls falschliegen. Wir haben entsprechend das Recht auf Störung, wenn wir der Wahrheit dienen wollen – oder politisch gedacht: der gerechtfertigten Ordnung. Auch für John Rawls gehört es zum Kriterienkatalog legitimen zivilen Ungehorsams dazu, dass mit dem Widerstand ein höheres, lobenswertes Ziel verfolgt wird. Es geht also nicht darum, einfach destruktive Energien an den Tag zu legen, sondern vielmehr das konstruktive Ansinnen zu verfolgen, durch Kritik und Nachfrage eine bessere Ordnung zu errichten. Dem destruktiven Störenfried ist es hingegen allein und ausschließlich um sich selbst zu tun. Sobald die vormalige Ordnung zertrümmert ist und er an die Macht gelangt, beginnt dieser Querulant, sich in seiner eigenen, fest geziimmerten Welt der Vorurteile einzurichten und diese mit messianischem Eifer hermetisch gegen alle Rückfragen abzudichten. Genau damit macht er sich unglaubwürdig. Denn in letzter Konsequenz muss jeder Störenfried, will er für die Freiheit antreten, bereit sein, sich selbst wieder stören zu lassen, wie Dieter Thomä in seiner glänzenden Studie über den *Puer robustus* von 2016 zeigte. Denn wo die Störung weder Kritik aushält noch Kompromissbereitschaft zeigt, ist sie nicht länger Störung, sondern gerinnt zur Ideologie, die nichts mehr hasst, als ihrerseits in Frage gestellt zu werden.

Wir können also zusammenfassend sagen, Störung ist dann produktiv, wenn sie stört, was eben gerade nicht respektiert, sondern gestört gehört; wenn sie die adäquaten Mittel zum Aufruhr wählt; und wenn sie stört um eines Besseren willen. Sind die Kriterien erfüllt, täten wir gut daran, uns die Störung gefallen zu lassen und in eine modifizierte bessere

Ordnung zu finden. Angenehm sind Störungen freilich nie, denn es gehört ja gerade zu ihrem Wesen (denken wir an die Mücke!), dass sie uns zusetzen und nicht leicht zu ignorieren sind. Es ist also nur verständlich, dass wir Momente der Irritation am liebsten vereiteln würden, indem wir sie kriminalisieren (Stichwort: »Klimakleber ins Gefängnis!«) oder pathologisieren, denken wir etwa an den ehemaligen Präsidenten Frankreichs, Nicolas Sarkozy, der einen Demonstranten, der ihm kritische Fragen stellen wollte, vor laufender Kamera einen Trottel nannte.

Manche sind freilich so genervt ob all der Diskussionen, so störungsmüde notabene, dass sie einfach ihre Ruhe wollen. Nicht nur die Klimakleber sollen verschwinden, sondern mit ihnen die ganzen Talkshows und Debatten, die News, ja, am liebsten die ganze laute Welt mit ihren Grabenkämpfen, Positionsbezügen und Streitereien. Damit bin ich bei einem weiteren und meinem letzten Punkt: Ich meine nämlich, dass das wache Denken und eine offene Gesellschaft nicht nur ab und an Menschen brauchen, die riskieren, Sand ins Getriebe zu streuen, sondern es braucht genauso diejenigen, die sich überhaupt stören lassen im gut geölten Alltagstrott. Das vorherrschende Gefühl unserer Zeit scheint mir nämlich gerade nicht darin zu bestehen, dass die meisten besonders störungslustig sind (bis auf gratismutige Aktionen in den sozialen Medien, die meist so schnell verpuffen, wie sie abgesetzt sind), sondern dass das Gros der Bevölkerung eher übermäßig störungsanfällig ist. »Es ist mir grad etwas viel«, »ich bin erschöpft«, »ich muss mich etwas zurücknehmen« – das sind die Sätze, die allenthalben zu hören sind, die Menschen in Retreats und Digital-Detox-Kurse treiben, die Leute davon abhalten, noch Nachrichten zu lesen und sich mit dem politischen Geschäft auseinanderzusetzen.

Tatsächlich kann der Lärm dieser Welt, können die Querelen und Debatten auch zu Schmeißfliegen werden, die uns nicht produktiv stechen und in unserer allzu platten Saturiertheit

stören, sondern sie können uns auch erschöpfen und ermatten, wie Friedrich Nietzsche in seinem *Zarathustra* schreibt: »(W)o der Markt beginnt, da beginnt der Lärm der großen Schauspieler und das Geschwirr der giftigen Fliegen.«<sup>10</sup> Seinem Freund ruft er deshalb zu, er solle keinesfalls ausharren im Getümmel, sondern fliehen in die Einsamkeit. Nietzsche hat ja durchaus recht – wem im Saal wird es nicht ab und an zu viel im Getümmel der Mitmenschen? Und dennoch – sind wir derzeit wirklich in Gefahr, uns zu sehr stören zu lassen, und nicht umgekehrt allzu unwillig, uns überhaupt noch mit Einwürfen aller Art auseinanderzusetzen? Wenn wir bei Freunden anrufen, fragen wir als Erstes nicht mehr wie früher: »Wie geht es dir?«, sondern weit distanzierter: »Störe ich?« Wenn man denn überhaupt noch wagt, unangekündigt zum Hörer zu greifen, geschweige denn an der Haustür zu klingeln. Wehe, du kommst mir zu nahe mit deinen Meinungen, Ansichten, Ideen, ja, deiner schieren Präsenz! Der gegenwärtige Mensch betreibt »cocooning« und schottet sich im eigenen »safe space« ab, wo er sich gegen Kritik, Infragestellung und Anklage ver wahrt und sich nicht aus seiner geliebten Ruhe bringen lässt.

Aber nicht nur die Sensiblen, Überreizten machen die Schotten dicht und wollen in erster Linie eines: nämlich ungestört sein und bleiben. Ganz ähnlich agieren die harten Kerle, die nicht nur ihre Muskeln stählen, sondern auch ihren Geist und ihre Willensstärke. Auf ihrem Schreibtisch liegen Bändchen mit stoischen Weisheiten, die findige Pseudophilosophen auf Lebensmaximen für erfolgreiche Manager eingedampft haben. Herz und Geist werden innerlich mit Teflon überzogen, sodass nichts ablenkt von der Maximierung des eigenen Glücks. Solch stählerne Selbstbeherrschung, wie sie die Neostoiker an den Tag legen, hat mit den Vorstellungen und Rezepten der antiken Stoa freilich nicht mehr viel zu tun, der es neben der Einübung der Seelenruhe immer auch um die Förderung von Empathie und sozialem Verantwor-

tungsbewusstsein ging. Der Ratschlag, seine Emotionen in Einklang mit der Vernunft zu bringen, wird hier unzulässig reduziert auf die totale emotionale Abstumpfung und krude Formen der Selbstbeherrschung.<sup>11</sup>

In Italien gibt es für diese Haltung das schöne Wort des »Menefreghismo«: eine an Apathie grenzende Gleichgültigkeit. »Me ne frego«, »das juckt mich nicht, geht mir am Allerwertesten vorbei, ist mir ganz und gar wurscht!« Hier wird Gelassenheit mit Gleichgültigkeit verwechselt. Solche Resignation kippt denn auch schnell in ihre bösartige Schwester: nämlich in blanke Rücksichtslosigkeit. Die Warteschlange ist ewig lang, es herrscht bereits ein Gedränge – mir doch egal, dann dränge ich erst recht! Wer weiß, wie lange die Pause hier am Philosophicum noch dauert? Ich habe schließlich bezahlt, und der Orangensaft ist da inklusive! »Me ne frego« soll übrigens der Lieblingsausspruch von Diktator Benito Mussolini gewesen sein und wurde im Refrain einer faschistischen Hymne verewigt, die in entsprechenden Kreisen heute noch gesungen wird: Nach mir die Sintflut, Hauptsache, ich rette meine Haut!

Doch ginge es angesichts unserer brüchigen Weltlage und angesichts von Not und Elend nicht ganz im Gegenteil darum, weich und offen zu bleiben für die Fragen, die sich uns stellen, sich also gerade stören und erschüttern zu lassen? Erinnern wir uns an John Stuart Mills Bild der Schafherde, in der die meisten willfährig mittrotten, nicht nach links und rechts blickend, sondern nur das eigene Wohl respektive Fressen im Blick habend. Die Herde fürchtet den Schäferhund, die Menschenschafe senken den Kopf und haben verinnerlicht, was einst nach der Französischen Revolution den Menschen eingebläut wurde: »Ruhe ist erste Bürgerpflicht!« Senkt das Haupt, seid still und fressst und schlaft, wie es sich für ordentliche Herdentiere gehört!